

Die Lehrthätigkeit ; Bernische Verwaltung und Politik

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **5 (1899)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn du, lieber Steck, meine Lieblingsgedanken deiner frommen Wünsche wert hältst, so sehen dir zuerst diese Kinder empfohlen, die jetzt meiner Führung anvertraut sind. Es wäre so schön, wenn sie etwas würden; sie haben Talente, und die Familie, aus der sie entsprossen sind, wäre so ein herrlicher Boden für einen guten Keim.“

Der mitgeteilte Brief ist besonders interessant durch die Blicke, die er in den Seelenzustand des Schreibers thun läßt. Herbart gilt sonst eher als kalt und streng, er hatte, namentlich in späteren Jahren etwas Herbes und Verschlossenes, und die mathematische Methode seines Denkens brachte naturgemäß eine gewisse Trockenheit mit sich. Hier dagegen ist er noch ganz der jugendliche, warm empfindende Mensch, den seine Freunde kannten, und was er da schreibt, erinnert vielfach, besonders durch den lyrischen Charakter der Darstellung, an Stimmungen, wie sie in dem im ersten Bande der Werke abgedruckten Blatte aus der Studentenzeit: ein Augenblick meines Lebens, zu Tage treten. Man fühlt, daß ein solcher Mann auch ein guter Erzieher sein mußte.

4. Die Lehrthätigkeit. — Bernische Verwaltung und Politik.

In den Unterrichtsgang, den Herbart mit seinen Zöglingen einschlug, sind wir durch die Berichte, die er nach Verabredung etwa alle zwei Monate an Hrn. v. Steiger richtete, genügend eingeweiht. Es sind fünf derselben vorhanden, die in Herbart's Werken sich abgedruckt finden. Erst Dix, in der oben S. 4 erwähnten Abhandlung des Jahrbuchs für wissenschaft-

liche Pädagogik, hat sie in die richtige Reihenfolge gebracht. Sie enthalten viel pädagogische Weisheit, wie denn überhaupt die Pädagogik bekanntlich der Glanzpunkt der Herbartischen Philosophie ist.

Nun ist nicht immer ein großer Pädagoge auch ein guter Lehrer, Theorie und Praxis decken sich oft nicht ganz. In diesem Falle aber hat Herbart mit solcher Treue an den anvertrauten Knaben gearbeitet, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Ludwig zwar, der älteste, machte ihm viel Schwierigkeit, und er sah zuletzt davon ab, ihn zu einer weiteren Bildung hinaufzuführen, aber Karl entsprach um so mehr den Anforderungen, die der strenge Lehrer an ihn stellte.

Die Lehrgegenstände waren freilich nicht so zahlreich wie sie heute sind. Die beiden Grundpfeiler des Unterrichts waren Griechisch und Mathematik, alles andere ordnete sich diesen dominierenden Fächern unter. Griechisch, von Homer bis Sophokles und Plato, war die Seele der sprachlichen und idealen Bildung, Mathematik, und zwar bis in höhere Stufen hinauf, bildete das reale Gegengewicht. Natürlich wurden auch andere Fächer getrieben, im Anschluß an das Griechische, Lateinisch; Französisch sollte erst später folgen, die Mathematik bildete den Ausgangspunkt für Physik, Chemie und Naturgeschichte. Aber es gruppierte sich alles um diese beiden Leitfächer, die das vorwiegende Interesse des Schülers bilden sollten. Es war das ein eigenartiger Lehrgang, der aber zu guten Resultaten führte; die Methode, wenige, aber feste Centren des Unterrichts zu bilden, die dem ganzen Gebäude dann den Halt geben, hat sich da bewährt, wenn sie auch

ungefähr das Gegentheil von der heutzutage befolgten Gymnasialpädagogik bildet.

Karl v. Steiger hat später in seinen Aufzeichnungen der Dankbarkeit für die Lehrthätigkeit Herbarts beredten Ausdruck verliehen. Er schreibt darüber folgendes¹⁾: „Erst im Frühling 1797, als Herbart, der spätere Professor und berühmte Philosoph, von Jena her als Hauslehrer bei uns eintraf, kam ein anderes, ein regeres Leben in unsern Unterricht. Er wußte denselben so interessant zu machen, daß die Zöglinge den größten Nutzen davon hatten. Mit mir, damals 9 $\frac{1}{2}$ Jahr und Rudolf 7 $\frac{1}{2}$ Jahr alt, machte er den ersten Versuch mit dem Griechischen und zwar sogleich mit der Odyssee anzufangen, was auch vollkommen gelang, worauf der Hesiod folgte. Mich ließ er viel Mathematik treiben und las mit mir u. a. den Kriton, das Symposion, die Apologie und Phädon von Plato, den Philoktet von Sophokles u. s. w. Auch lehrte er uns Chemie und zwar zugleich praktisch mittelst eines kleinen Apparates. Die Arbeitsstunden begannen im Sommer um 5 und im Winter um 6 Uhr. Herbart war nicht bloß Lehrer, sondern mehr noch eigentlicher Erzieher und zwar nach der Methode des Sokrates, indem er nicht eintrichterte, sondern die Intelligenz der Zöglinge vorzüglich weckte und sich so von selbst entwickeln ließ.“

Es drohte nun freilich dieser still schaffenden Lehrthätigkeit eine Störung durch den Gang der öffentlichen Ereignisse. Herbart sah diese Störung ungern, war ungehalten darüber, daß er im November 1797 mit den Knaben herumlaufen mußte, „um den General

1) Gefällige Mitteilung von Hrn. A. v. Steiger in Kirchdorf.

Bonaparte zu sehen“, und auch ein Besuch in Kirchberg, wahrscheinlich bei dem berühmten Oekonom Tschiffeli, erschien ihm als eine unliebsame Unterbrechung des Unterrichts. Aber er konnte nicht hindern, daß die Politik mehr und mehr seine Circle störte, und nachdem er den Ernst der Lage erkannt hatte, nahm er lebhaften Anteil an dem Schicksal des Staates, der ihm von Anfang an als ehrwürdig und achtungswert erschienen war.

Seiner ganzen Anlage nach paßte Herbart ganz gut in die damaligen bernischen Verhältnisse; wie die Schönheit der Natur und die Bauart der Stadt, so imponierte ihm auch das kraftvolle Wesen der bernischen Staatsverwaltung. Auch in dieser Beziehung war er ganz in die Anschauungen des Steiger'schen Hauses eingegangen, was übrigens seiner Natur gemäß war. Sogar die Ecken und Härten, die in der aristokratischen Regierungsform zu Tage traten, war er geneigt, zu entschuldigen. In dieser Beziehung macht einer seiner Briefe eine merkwürdige Anspielung. Er schreibt da¹⁾: eine reichere Umgebung, mehr Fülle von Naturgröße und Naturschönheit und Niedlichkeit, mehr Anstrengung und Thätigkeit der Menschen, mehr gerades Fortgehen auf dem Wege, den sie nun einmal gewählt haben, findest du wohl nicht leicht, als hier in Bern. Diese Aristokratie ist mir sehr achtungswürdig, und selbst, wenn sie Fischer und Zehender beide von der philosophischen Lehrstelle ausschließen, um eine Frau zur Fr. Professorin zu machen, wie sie neulich wirklich gethan haben, — so weiß ich, daß das gerade die schlimmste Seite der Aristokratie ist, tröste mich damit, daß sie sich dessen innerlich schämen — das thun sie

¹⁾ an Rist, 12. Juni 1797, Ziller, Herb. Hel. 51.

auch wirklich und haben es gezeigt — und freue mich, daß sie auch einmal einen Landvogt absetzen, wenn er gleich aus der Mitte ihrer großen Familien ist, weil er das öffentliche Korn aus Unvorsichtigkeit einem schlechten Unterbedienten überließ, der es über den gesetzmäßigen Preis verkaufte.“

Mit den beiden Geschichten, auf die da angespielt ist, verhält es sich folgendermaßen. Die Professur der Philosophie an der Akademie zu Bern war durch den Rücktritt des bekannten Prof. Joh. Jth, der das Pfarramt Siselen übernommen hatte, seit 1796 erledigt. Die Stelle wurde im folgenden Jahre wieder besetzt. Es machten, nach dem Schulratsmanual, die Concursarbeiten dafür die Kandidaten:

1. Joh. Rud. Em. Fischer, S. M. G., der Freund von Steck und Herbart, eben aus Jena zurückgekehrt,

2. Joh. Jak. Dick, S. M. G.

3. Emanuel Zeender (nicht Zehender, wie Herbart schreibt, es sind zwei ganz verschiedene Familien), Lehrer am politischen Institut, und

4. Joh. David Kocher, S. M. G.

Der letztere wurde am 24. Mai zum Professor der Philosophie gewählt. Das Protokoll enthält über seine Arbeiten ein günstiges Urtheil, und er hatte auch schon früher für verschiedene erledigte Katheder Proben abgelegt. Die Prüfungskommission empfahl ihn der Behörde als ein sehr tüchtiges Subjekt. Dennoch urtheilte man in den Kreisen, in denen Herbart damals verkehrte, anders und schrieb seine Wahl, wie es scheint, dem Umstand zu, daß Kochers Frau eine geborene von Wagner war und deren Verwandtschaft sich für den

Kandidaten bemüht hatte. Das meint Herbart, wenn er schreibt, man habe eine Frau zur Frau Professorin gemacht. Die Mitbewerber Fischer und Zeender wären nach der Ansicht dieses Kreises tüchtiger gewesen. Zeender hat sich nachher als Pädagog und Leiter eines Institutes einen Namen gemacht. Lauterburg¹⁾ nennt ihn einen ausgezeichneten Kopf. Er war aber geringer Herkunft.

Fischer, der ebenfalls geistig hervorragend war, verschmähte es, seine Verwandtschaft für sich in Bewegung zu setzen. Steck schrieb ihm damals aus Paris (28. Mai 97): „Wenn sich Senator Fischer für dich verwendet hätte, so wäre Dir die Stelle sicher gewesen.“ So spielten hier wohl allerdings Familienrücksichten eine Rolle, und Herbart nennt das mit Recht die schlimmste Seite der Aristokratie, womit nicht gesagt ist, daß nicht auch anderswo und unter anderen Regierungsformen dergleichen Dinge sich zutragen könnten.

Der neue Professor Kocher war übrigens nicht untüchtig, das Urteil Herbarts über ihn ist wohl von seiner Freundschaft zu Fischer beeinflusst. Er veröffentlichte u. a. 1806 „Vorlesungen über Unsterblichkeit und andere philosophische Gegenstände“, in deren Vorrede er sich gegen die Beschuldigung wendet, daß er durch den Einfluß einer ehemaligen Regierungsfamilie zu seiner früheren Stellung an der Akademie gelangt sei. Doch scheint sein Vortrag unangenehme Eigenheiten gehabt zu haben. Man war übrigens mit ihm nicht lange zufrieden, und in der Zeit der Helvetik suchte man seine Stelle für einen Größeren frei zu machen. Es ist das ein Vorgang, der um so mehr Erwähnung ver-

¹⁾ Berner Taschenbuch 1853, Nachtrag 318.

dient, als er bisher noch nirgends erwähnt ist. Im Frühjahr 1799 wurde bekanntlich Professor Fichte in Jena des „Atheismus“ beschuldigt und erhielt, da er sich stolz und trotzig geberdete, seinen Abschied. Die ehemaligen Schüler in der Schweiz, die davon erfuhren, wünschten ihn dorthin zu ziehen. Am 18. Februar 1799, als der Konflikt in Jena sich nur erst andeutete, schrieb Steck an Fischer, der nun Sekretär im Ministerium Stapfers zu Luzern war, ob man nicht Fichte an eine Lehrstelle berufen könnte? Fischer antwortete, es sei schon einige Male davon die Rede gewesen, aber wohin berufen, und wozu? Die Beschuldigung des Atheismus sei nicht dazu angethan, ihm allgemeine Sympathien zu erwecken. Indessen habe Stapfer schon an seinen Bruder (Friedrich, in Bern) geschrieben, um Kocher zu sondieren, ob er nicht eine Pfarrei gegen seine Professur vertauschen würde — es sollte dadurch ein fixer Punkt für Fichte gewonnen werden — aber er verhalte sich ablehnend. So wurde nichts aus der Sache, und Fichte blieb in Deutschland, zum großen Heile seines Volkes. Kocher verlor übrigens seine Professur bei der Neuordnung der Akademie 1805, erhielt ein Leibgeding für 6 Jahre und übernahm dann 1819 die Pfarrei Ferenbalm. In den Aufzeichnungen, die seine Familie in Thun aufbewahrt, wird der Verlust seiner Professur seiner Unabhängigkeit und Freimütigkeit und auch der herrschenden Mißstimmung gegen die Verwandten seiner Frau zugeschrieben, die sich 1798 bei der von den Franzosen auferlegten Kontribution ihrer Verpflichtung entzogen hätten. So wäre seine Frau nicht nur bei der Erlangung, sondern auch bei dem Verluste seiner Professur die still wirkende Ursache gewesen.

Die andere Anspielung Herbarts auf den wegen Kornwuchers abgesetzten Landvogt bezieht sich auf den Fall mit dem Hofmeister von Königsfelden, Karl von Groß. Die Geschichte spielte, nach den Akten im bernischen Staatsarchiv, im Jahre 1795. Der Landvogt hatte es an strenger Aufsicht über den staatlichen Getreidehandel fehlen lassen, und es war dadurch dem Einzieher und Klostervogt möglich geworden, obrigkeitliches Getreide teurer zu verkaufen, als die gesetzliche Taxe betrug. Es war damals von Schwaben die Kornsperrre verhängt worden, wodurch in der Schweiz Getreidemangel und Teuerung eintrat. Die Obrigkeit verordnete deshalb, daß aus den Kornhäusern Getreide 2 Bazen unter dem Marktpreis an ärmere Privatleute verkauft werden solle. Der Klostervogt von Königsfelden im Aargau, wo viel Korn produziert wurde, verkaufte es aber lieber im Voraus an Müller um willkürlichen Preis und schädigte dadurch den öffentlichen Markt. Der Landvogt, der ihm nicht scharf genug auf die Finger gesehen hatte, geriet dadurch in Ungelegenheiten und wurde in Untersuchung gezogen. Die Sache gedieh erst im Sommer 1797 zum Spruche. Am 14. Juni erkannten Râth und Burger, v. Groß solle am Gut gestraft werden und zwar um 1000 Dublonen zu Gunsten der Insel, nebst den Prozeßkosten und der Restitution der vom Einzieher unredlicherweise berechneten Fuhr- und Standgelder. Wie es scheint, erwartete man in den Kreisen, mit denen Herbart damals verkehrte, noch zwei Tage vor dem Urteil sogar die Absetzung des Landvogts, es kam dann aber nur zu einer, allerdings sehr hohen, Geldbuße. Der Vorgang spricht, wie Herbart richtig urteilt, sehr

zu Gunsten des damaligen Regimentes und seiner Vorforgel für das materielle Wohl des gemeinen Mannes. Man hatte gerade in jenen Zeiten ernster Bedrohung von Außen allen Anlaß, die humanen und populären Seiten des Regierungssystems vor Beeinträchtigung sorgsam zu bewahren.

Die immer drohender gewordene politische Lage verstärkte nur Herbart's Sympathie für die bernische Regierung. Der deutsche Philosoph erlebte die Einnahme der Stadt Bern durch die Franzosen am 5. März 1798 und alles, was derselben voranging und nachfolgte. Hier ist er nun ganz das Echo des Steiger'schen Hauses. Er schreibt am 28. Januar 1798 an v. Halem in Oldenburg,¹⁾ daß er von großen Staatsreformen oder Revolutionen, durch die man den Zustand des Rechts plötzlich herbeizuführen hoffe, nur sehr wenig erwarte, wie er denn nur zu sehr fürchte, in wenigen Tagen die Verwüstungen, die ein solches Schicksal mit sich bringe, mit leiblichen Augen in seiner erschrecklichsten Gestalt sehen zu müssen. „Das pays de Vaud hat sich losgerissen; die Regierung läßt Volksrepräsentanten wählen. In diesem Augenblick höre ich Trommeln und Kriegsmusik durch die Straßen ziehen, an die ich schon lange so gewöhnt bin, daß ich nicht mehr darum aufstehe. Meine Sachen habe ich einpacken müssen, damit wir — die Frau und ich mit den jüngern Kindern, bei dem täglich befürchteten Einfall der Franzosen gleich nach dem Oberlande hin ausbrechen können. Es wäre wohl gewiß nicht dahin gekommen, wenn es nicht dem Räte an Einigkeit gefehlt hätte. Aber eine Partei widersetzte sich

¹⁾ Ziller, Verb. Hel. 57.

ichnellen politischen Veränderungen, die andere strengen Maßregeln. Die letztern soll das Volk im deutschen Teil des Kantons eifrig gewünscht haben und durch die Läßigkeit der Regierung nun auch aufgebracht sein. Soweit ich den Geist der letztern bisher kennen lernte, mußte ich sie hochschätzen, wobei mich vielleicht die Hochachtung für den einen trefflichen Mann, in dessen Haus ich wohne, nicht ganz unbefangen urteilen ließ. Hier hoffte ich mehr als irgendwo sonst auf langsame Verbesserung; jetzt sehe ich mit tiefem Schmerz dem Umsturz einer Verfassung entgegen, die selbst durch eine viel bessere schwerlich ersetzt werden möchte, wenn nicht auch der Geist der Verwaltung auf diese überginge.“

Als Mitte Februar der Entschluß Krieg zu führen in der bernischen Regierung die Oberhand bekam, schrieb er an den Freund Smidt in Bremen¹⁾: „die schönste Stunde rief mich heraus aus Mauern und Thor, die Stunde, wann am scheidenden Sonnenstrahl das Licht der Nacht erglimmt. Du sahst das Schauspiel²⁾, Bester. Heute sandte Helios so rein wie jemals den himmlischen Purpur, womit er dann das Diadem des Ersten unter den Staaten der Schweiz zu schmücken pflegt. Der Geist der Kraft ist wieder erwacht in diesem Lande; die Natur freute sich mit mir darüber. Meine frommen Wünsche erhoben sich zu der blauen Höhe, und mein Dank, daß ich mit leiden oder mit triumphieren darf. Ich fühlte mich sehr glücklich hier auf diesem Boden.“

Mit seinen Freunden dagegen war er in dieser Zeit nicht ganz einverstanden: „Fischer und Steck sind jetzt zu sehr Bürger, und nicht ganz so, wie ich ihr

¹⁾ Ziller, Verb. Hel. 58, Ende Februars 1798.

²⁾ Das Alpenglühen.

Mitbürger sein möchte. Darum wankt die Freundschaft nicht, auch das Maß des Genusses wird sie wieder zu füllen wissen.“ Die genannten beiden Freunde standen ihm damals zu weit links und erwarteten von Reformen mehr, als er vermochte. Indessen mißchte er sich nicht in die Politik, sondern lag gerade in jener Zeit mathematischen Studien so anhaltend ob, daß er zuweilen fürchtete, den Kopf zu verlieren. Er trieb höhere Mathematik, deren Beherrschung ihm dann bei der Ausführung seines philosophischen Systems zu Statten kam.

Inzwischen hatte die herannahende Gefahr auch in seine Lehrthätigkeit im Steiger'schen Hause eingegriffen. Der älteste Sohn Ludwig stand im Felde, obgleich erst 15 Jahre alt. Herbart hatte zuerst dagegen opponiert, weil er ein müßiges Lagerleben erwartete, das sittlich von keinem guten Einfluß sein könne. Als es dann aber ernst wurde, sah er ein, daß der Vater Recht hatte, der ihn ziehen ließ und freute sich seines Mutes. „Er steht auf den äußersten Vorposten, schrieb Herbart damals . . . er duldet so munter und so oft für Andere die Beschwerden des Dienstes, daß man ihn schon einer Reihe unmutiger Offiziere zum Muster aufgestellt hat. Er ist ein Kerl, und, wollen die Franzosen, vielleicht bald ein Held; möchte er auch ein Mensch werden! Dafür will ich beten und arbeiten.“ Indessen hatte der Ernst der Zeit auch das häusliche Leben berührt. „Frau Landvögtin war diesen Winter gar nicht so liebenswürdig, wie Du [Smidt] sie in Märchlingen sahst. Weiblichkeit und schweizerischer Patriotismus waren bei ihr in Krieg geraten, worin beides sich gegenseitig zu Boden warf. Doch sie erhebt sich wieder an ihrem trefflichen Mann, der die Stärke

des Hauses und vieler andern Häuser und des Staates ist.“

Ueber die Katastrophe vom 5. März findet sich in den erhaltenen Briefen leider kein Wort. Herbart war wohl in der That mit der Frau und den Kindern nach dem Oberland geflohen. Der nächste Brief datiert erst vom letzten Juni 1793. In demselben spricht sich Herbart seinen Eltern gegenüber ausführlich über seine Zukunftspläne aus. Sein Vater hatte ihm den Antrag übermittelt, einen oldenburgischen Prinzen auf Reisen zu begleiten, worauf ihm dann eine Versorgung in sicherer Aussicht stände. Er lehnte das ab. Er ziehe es vor, noch einige Jahre in seiner gegenwärtigen, ihm ganz zusagenden Stellung zu verbleiben, um dann etwa auf ein philosophisches Katheder zu aspirieren, wozu er sich am meisten berufen fühle. Seine Lehrthätigkeit hatte er sich jetzt vereinfacht und erleichtert. Der älteste Zögling, Ludwig, beschäftige ihn nicht mehr viel, er sei für die Forstwissenschaften bestimmt und bleibe wohl nicht mehr lange unter seiner Aufsicht. Karl und Rudolf nehmen ihn dagegen mehr in Anspruch, erwecken aber auch größere Erwartungen. Seine Stellung im Hause wurde nun eine freiere, er hatte Herrn Steiger gebeten, eine Einrichtung zu treffen, die ihm mehr freie Zeit zum Selbststudium übrig ließ, und dieser war bereitwillig darauf eingegangen. In dem Betrieb des Hauses merkte man einige Einschränkung, aber die großen politischen Veränderungen hatten der Familie bis jetzt wenig zugefügt, ein angefangener Bau in Märchligen, um der anwachsenden Familie Raum zu schaffen, ging ruhig weiter. Herr Steiger hatte sich geäußert, es sei zwar jetzt alles unsicher, aber, wenn man nicht ge-

radezu die Einzelnen aussauge, so werde er es länger aushalten können, als mancher andere. So blieb denn Herbart auch ferner in der Familie, fühlte aber doch nach und nach, daß die Stimmung des Hausherrn durch den Ernst der Zeiten eine andere geworden war. Im Herbst 1798 wurde in Bern für die Opfer des Aufstandes in Nidwalden großartig gesammelt, Herbart folgt wohl nur der allgemeinen Meinung, wenn er schreibt: „Die Unterwaldner leiden demütig die geglaubte Strafe der Gottheit dafür, daß sie vor der Revolution den Bernern nicht thätig genug Hülfe geleistet haben. Daran soll indessen hauptsächlich Luzern's Beispiel Ursache sein, dem die kleinern katholischen Kantone zu folgen gewohnt waren.“ Die gesammelten Summen wurden durch eine Abordnung überbracht, an deren Spitze Fellenberg stand.

Bei Herrn von Steiger selbst waren die Ereignisse des Jahres doch nicht ohne Folgen vorübergegangen „Die Revolution, die er so trefflich ertrug, so lange er darunter litt, scheint jetzt, da er nicht leidet, eine Leidenschaftlichkeit in ihm zurückgelassen zu haben, von der ich nicht weiß, ob ich mich immer damit vertragen werde¹⁾.“ In der That wurde Altlandvogt Steiger ein immer heftigerer Gegner der neuen Ordnung, je länger diese dauerte. Im Mai 1799 war er Mitglied des Neuenburger Komite's, das eine Gegenrevolution gegen die helvetische Regierung vorbereitete. 1802 bei der Krisis, die den Sturz der letzteren einleitete, war er in Holland thätig. Nach der Mediation 1803 kam er wieder in den großen und den kleinen Rat, in welch'

¹⁾ Herbst 1798 an Rist, b. Ziller Herb. Rel. 88.

letzterem er das Haupt der Altgesinnten wurde. Als diese ihr Ziel nicht erreichten, gab er 1804 die Ratsstelle auf. 1813 war er wieder eines der Häupter, die im Dezember plötzlich die Mediationsregierung zur Abdikation zwingen und die alte Verfassung wieder einführen wollten. Er versammelte die Überbleibsel von Rätli und Bürgeren beim Distelzwang. Als diese Partei mit Hülfe der Allirten wirklich zur Herrschaft gelangte, glaubte man, er werde Schultheiß oder wenigstens Seckelmeister werden. Er kam aber nur in den kleinen Rat 1814 und gab diese Stelle in den zwanziger Jahren wieder auf. Er starb 1832, am 12. September, auf dem Landgut seiner Tochter zu Kiesen¹⁾.

Diese Wandlungen machte Herbart nicht mehr mit, er sah nur die Anfänge. Seine Abneigung gegen die Politik hätte ihm das Verständniß dieser Thätigkeit seines verehrten Vorbildes erschwert oder unmöglich gemacht. Sein Beruf war die Wissenschaft, und was er der Philosophie leisten sollte, hat seine Anfänge schon damals genommen. Die ersten Grundlagen des großartigen Gedankenbaues legte er, als er im Kanton Bern weilte.

5. Die Anfänge des eigenen Systems. — Der Freundeskreis. — Abschied von Bern.

Seitdem Herbart sich durch eine andere Einrichtung seiner erziehenden Thätigkeit mehr Zeit zu eigenem Studium verschafft hatte, reifte die philosophische Gedankenarbeit, der er sich hingab, immer mehr heran. Es geht aus den Mittheilungen der Freunde und

¹⁾ nach v. Stürler, Berner Geschlechter, s. oben S. 15.